

Robert Eichenauer
Die Außenseiterin
Roman



edition keiper auf Social Media:



facebook.com/editionkeiper



instagram.com/edition_keiper/



youtube.com/editionkeiper



E-Mail-Newsletter abonnieren und Sie bleiben über Neuerscheinungen und Veranstaltungen **informiert!**

Einfach QR-Code scannen!



edition keiper
textzentrum graz
Puchstraße 17
A-8020 Graz
www.editionkeiper.at
www.textzentrum.at
T: + 43 316 26 92 98
F: + 43 316 26 92 99
office@editionkeiper.at
gpsr@editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2025
literatur nr. 164
1. Auflage September 2025
Alle Rechte vorbehalten!

Coverbild: iStock
Covergestaltung: Karin Kröpfl
Lektorat: Maria Ankowitsch
Korrektorat: Sabine Mair
Layout und Satz: textzentrum graz
Koordination Druck: EVERGREEN Media Kft.
Gedruckt in der EU.
ISBN 978-3-3-903575-55-4



G R A Z

**ROBERT
EICHENAUER**

**ROMAN
DIE AUSSEN
SEITERIN**

EINE HÄSSLICHE VORGESCHICHTE

Unmittelbar vor Erreichen des rettenden Dachvorsprungs, der den Eingangsbereich nur notdürftig vor Regen schützte, verlor der Grundschullehrer Maximilian Vogelsam die Balance und musste, um nicht zu stürzen, einen Schritt zur Seite und damit in den knöcheltiefen Morast machen. Er spürte, wie der Dreck, eine unappetitliche Mischung aus Jauche, Kot und Erde, über den Rand seiner Halbschuhe rann und seine Socken langsam durchnässte. Es hatte den ganzen Tag wie aus Kübeln geschüttet. Und es regnete noch immer, wenn auch nicht mehr so stark. Anfang April versank damals, Ende der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts, das ganze Land regelmäßig im Schlamm.

»Verdammt«, fluchte Vogelsam leise vor sich hin, ehe er das Bein aus dem Morast zog und zurück auf das Brett stellte. Statt eines Gehweges von der Straße zum Hof, der völlig entlegen und nachbarlos am Rande eines Waldes lag, hatte man notdürftig einige Bretter hingelegt, und sowohl Besucher als auch Bewohner mussten über sie hinwegtänzeln. Auch der Toilettengang führte über diese Bretter zum rund zwanzig Meter vom Wohnhaus entfernten Plumpsklo, eine schaurige Einrichtung, voll mit Spinnen und sonstigem Getier. Sobald man den Abort betrat, war man gezwungen, durch den Mund zu atmen. Nur so ließ sich der bestialische Gestank einigermaßen ertragen. In der Nacht tat sich diesen Weg ohnehin niemand an, da urinierete man für gewöhnlich in eine sich unter dem Bett befindliche Pfanne. Morgens entleerte man diese dann auf den neben dem Plumpsklo gelegenen Misthaufen. Die gute alte Zeit.

Mit einem Taschentuch versuchte Vogelsam den Dreck von seinem zwar abgetragenen, aber einzigen und daher liebgewonnenen Paar Schuhe zu wischen. Mit mäßigem Erfolg. Zwei lange Schritte brachten ihn schließlich zur schweren Eichentür der Familie Kollmann. Nachdem er den Türklopfer dreimal betätigt hatte, hörte er ein leises Tuscheln im Inneren des Hauses. Offensichtlich war man erstaunt und fand es wohl auch ungebührlich, dass sich so spät noch Besuch ankündigte. Immerhin war es bereits sieben Uhr am Abend. Schließlich rief nach einigem Hin und Her eine dünne Kinderstimme hinter der Tür: »Wer ist da?«

Der Lehrer gab seine Identität preis. Daraufhin wurde der Riegel zurückgeschoben und die Tür öffnete sich langsam. Anna musste ihr ganzes Körpergewicht einsetzen, um die an den Angeln völlig verrostete Tür unter ohrenbetäubendem Quietschen öffnen zu können. Freudig und gleichzeitig erstaunt begrüßte die Zehnjährige ihren Lehrer. Vogelsam strich ihr mit einer damals üblichen väterlichen Geste über den Kopf und erkundigte sich, ob der Vater in der Stube anzutreffen sei. Er hätte etwas mit ihm zu bereden.

Franz Kollmann reichte dem Lehrer mit angesäuertem Gesichtsausdruck die Hand, bot ihm aber dennoch ein Glas Most an. Kollmann war ein interessanter Mensch, den der Lehrer durchaus schätzte. Obwohl nur unwesentlich über das Analphabetentum hinausgekommen, verfügte der alte Kollmann im positiven Sinne über eine Bauernschläue, die heute nur noch selten anzutreffen ist. Er folgte einem glasklaren moralischen Kompass, was zu dieser Zeit und bei derart geringem Bildungsstand normalerweise nur mittels kontinuierlicher Indoktrination durch die katholische Kirche möglich war.

Kollmann hatte der Kirche gegenüber allerdings schon immer Vorbehalte gehabt. Und seit der ortsansässige Pfarrer

nicht mehr die Lehren Jesus Christi, sondern jene von Adolf Hitler von der Kanzel predigte, wurde daraus offene Ablehnung. Bücher waren im Hause Kollmann Mangelware. Bekam man aber eines geschenkt, las man es, alles andere wäre Verschwendung gewesen. Darum zählte Kollmann zu den wenigen Menschen, die sowohl die Bibel als auch das Erstlingswerk Adolf Hitlers vollständig gelesen hatten.

Die Bibel hatte ihm sein Vater vererbt, *Mein Kampf* drängte ihm der ansässige Ortsgruppenleiter Hinterbüchner anlässlich eines Hausbesuches auf. Da half es auch nichts, dass Kollmann mehrmals dankend ablehnte. Nicht, dass er von Hitlers Kauderwelsch alles verstanden hätte, aber es war ihm nach der mühsamen Lektüre zumindest klar, dass dieser Mann nichts Gutes im Schilde führte. Er hielt ihn für moralisch verkommen und einen gefährlichen Menschen. Nur wenige sahen das vor dem Krieg ähnlich klar wie der ungebildete Bauer. Nach Ausbruch des Krieges schaffte er es tatsächlich, bis zu dessen Ende einer Einberufung zu entgehen.

Ab 1944 hörte Kollmann regelmäßig Feindsender. Anna steckte noch Jahrzehnte später die Angst, die man vor den von Haus zu Haus gehenden Spitzeln haben musste, in den Knochen. Selbst als Fünfjährige hatte sie verstanden, dass der Vater ein immenses Risiko einging. Nachdem man mehrmals rund um das Haus gegangen war, alle Fenster geschlossen und die Vorhänge zugezogen hatte, schaltete der renitente Bauer den englischen Sender BBC ein. So war Kollmann einer der wenigen, die den Zusammenbruch schon früh ahnten. Er war wahrscheinlich besser über den Zustand der deutschen Wehrmacht informiert als der größte Feldherr aller Zeiten. Spätestens an jenem Tag, als die Alliierten in der Normandie gelandet waren, wusste er, dass das Tausendjährige Reich wohl in einigen Monaten Geschichte sein würde. An diesem Tag soff er vor

lauter Freude einen ganzen Doppelliter selbstgemachten Most und übergab sich anschließend auf den Misthaufen, sodass die Jauche auf seine nassen Füße spritzte. Aber das war ihm egal.

Kollmann brachte dem Lehrer den Most und setzte sich ihm gegenüber auf die Holzbank. Die beiden Männer schwiegen einige Minuten lang. Für den wortkargen Bauern war das nicht ungewöhnlich und er hätte das die ganze Nacht durchgehalten. Vogelsam hingegen empfand die Situation schnell als beklemmend. Kollmann und der Lehrer stammten aus verschiedenen Generationen und damit aus verschiedenen Welten. Damals war der Unterschied zwischen einem dreiundzwanzigjährigen Schullehrer und einem fünfundfünfzigjährigen Landwirt himmelweit.

Da Kollmann ahnte, warum der Lehrer zu ihm gekommen war, genoss er dessen aufkommende Unsicherheit sichtlich und ließ den jungen Mann noch ein wenig zappeln. Schließlich eröffnete er das Gespräch mit einem ironischen Unterton: »Herr Lehrer, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?«

Vogelsam räusperte sich und war froh, endlich loslegen zu können. Er sei wegen der Anna hier. Sie wäre so ein kluges Mädchen, unglaublich talentiert in allen Fächern und bereits jetzt, mit nur zehn Jahren, in der Lage, mathematische Aufgaben zu lösen, die normalerweise Kinder im Alter von dreizehn oder gar vierzehn Jahren nicht verstanden. Und auch ihr schriftlicher Ausdruck sei außergewöhnlich, ihre Aufsätze ein wahrer Lesegenuss.

Während der Lehrer immer weiter von Annas schulischen Leistungen schwärmte, verzog Kollmann keine Miene, starrte auf die alte Pendeluhr und beobachtete das sich kontinuierlich hin und her bewegende Perpendikel. Er war müde und wollte schon bald zu Bett gehen. Nicht nur deswegen unterbrach er den Lehrer unwirsch:

»Ja, alles schön und gut. Die Anni ist wirklich eine Brave. Aber sind Sie den weiten Weg gegangen, um mir etwas zu erzählen, was ich schon weiß?«

Auf der Stirn des Lehrers, der immer noch seinen Wintermantel trug, bildeten sich feine Schweißperlen. Nun ja, weswegen er wirklich hier wäre, hätte folgenden Grund, leitete Vogelsam ein weiteres Mal umständlich ein. In wenigen Monaten ende bekanntlich die Volksschulunterstufe und im Herbst beginne dann die Oberstufe. Aber weil Anna ja so leicht lerne, wäre es doch eine gute Idee, sie in die Hauptschule nach Traun zu schicken. Dort würde sie viel mehr lernen und – wer weiß – später vielleicht sogar eine Handelsschule besuchen.

Kollmann wandte seinen Blick von der Pendeluhr ab und sah dem Lehrer direkt in die Augen.

»Und wofür soll das gut sein?«, fragte er Vogelsam.

Naja, die Anna könnte ihr eigenes Geld verdienen und Bildung würde jedem Leben Sinn geben. Der letzte Teil des Satzes ließ Kollmann aufhorchen und regelrecht grantig werden. Menschen wie er machten sich wenig Gedanken über den Sinn des Lebens. Niemand hatte ihn jemals gefragt, ob er gern um vier Uhr morgens aufstand, um den Kühen Futter zu bringen und sie zu melken, oder ob er sich generell mit seiner Arbeit identifizieren konnte. Es war einfach so. Aufstehen. Schuften. Schlafen. Überleben. Das war für Kollmann der Sinn des Lebens. Das Wort Selbstverwirklichung war damals noch nicht erfunden.

»Hören Sie, Herr Lehrer«, wandte er sich in herablassendem Ton an Vogelsam. »Die Anni wird jetzt noch vier Jahre in die Volksschule gehen, dann suchen wir für sie eine Stelle als Küchenhilfe oder Magd und später wird sie heiraten. Das gibt ihrem Leben Sinn.«

Der Lehrer wollte noch einmal ansetzen, noch einen letzten Versuch wagen, den störrischen Vater umzustimmen. Aber

weiter als bis zum Luftholen kam er nicht. Denn Kollmann stand bereits und streckte ihm die Hand entgegen.

»Seien Sie mir nicht böse, es ist schon spät und ich muss morgen wieder früh raus. Ich danke Ihnen für Ihr Kommen und wünsche einen schönen Abend.«

Anna, die hinter der Tür gelauscht hatte, brach tonlos in Tränen aus. Sie hätte sich jedoch niemals getraut, das dem Vater zu zeigen. Allein schon deshalb nicht, weil der sonst draufgekommen wäre, dass sie verbotenerweise ein Gespräch von Erwachsenen heimlich belauscht hatte. Der Vater hätte ihr zweifelsohne kräftig den Hintern versohlt und sie die nächsten Wochen noch mehr schuften lassen. Außerdem wusste sie, dass an einer vom Vater getroffenen Entscheidung nicht mehr gerüttelt werden konnte.

Es blieb ihr also nichts anderes übrig, als weiterhin mit einer Horde minderbemittelter Kameraden in der Volksschule die Schulbank zu drücken. Anna hatte schon früh gespürt, dass sie ihren Altersgenossen weit überlegen war. Je länger sie aber mit ihnen in der gleichen Klasse saß, desto mehr passte sie sich dem unterdurchschnittlichen Niveau der anderen an, so als hätte sie akzeptiert, dass für sie das Leben nicht mehr bereithielt. Am Ende ihrer Schulzeit überreichte ihr der Lehrer Vogelsam ein passables Zeugnis, das nicht das Geringste über Annas Fähigkeiten aussagte. Aber das war ohnehin egal. Zeugnisse von Mädchen hatten keine Bedeutung. Viel wichtiger war, dass sie waschen, kochen und putzen lernten.

2

Nach ihrem Schulabschluss arbeitete Anna einige Jahre auf dem Hof des Vaters mit. An ihrem siebzehnten Geburtstag trug ihr der Vater auf, Wäsche und Gewand in den alten Koffer zu packen. Mit dem Postbus fuhren sie ins rund fünfzehn Kilometer entfernte Pucking, von wo sie noch ungefähr eine halbe Stunde zu Fuß gehen mussten. Auf die während der Busfahrt gestellte Frage, wohin sie fahren würden, antwortete Kollmann mit einem grantigen »Das wirst schon sehen«.

Sie gingen schweigend die Landstraße entlang, als am gegenüberliegenden Hügel ein großer Bauernhof auftauchte. Annas neues Zuhause. Hier würde sie also die nächsten Jahre verbringen, das wurde ihr mit jedem Schritt klarer. Sie spürte, wie ihr die Angst in die Glieder kroch, ihr aber gleichzeitig die Vorfreude auf etwas Neues den Atem zu rauben drohte. Sie liebte den Vater, aber sie hasste den heruntergekommenen Hof, die Rückständigkeit und die ärmlichen Verhältnisse. Der Obermaier-Hof wirkte dagegen wie ein Sprung ins nächste Jahrhundert.

Josef Obermaier empfing die beiden an der Haustür und bat sie in die Stube. Offensichtlich war schon seit langer Zeit alles vereinbart worden, der Handel mit Anna unter Dach und Fach gebracht. Sie selbst war nicht gefragt worden, hatte das zu akzeptieren, was der Vater mit ihr vorhatte. Das Gespräch mit dem Obermaier-Bauern war kurz und einsilbig. Er schien von Anna angetan und redete davon, was er dem jungen »Mensch«, so wurden Mädchen damals in Oberösterreich genannt, nicht alles auf seinem Hof beibringen werde. Der Vater nickte zufried-

den und schaute traurig. Am liebsten hätte er seine kleine Anni bei der Hand und mit nach Hause genommen. Aber das ging nicht. Seine Wirtschaft warf nicht genug ab, außerdem sollte sie mehr kennenlernen als die zunehmende Schrulligkeit eines alternden Witwers.

Die ersten Wochen waren zäh und brutal. Die Arbeit sowie so. Viel schlimmer aber war, wie die anderen Mägde und Knechte mit Anna umsprangen. Es gab das ungeschriebene Gesetz, dass eine Neue immer und von allen schikaniert werden durfte. Schließlich hatte man das selbst auch erfahren und mehr oder weniger unbeschadet überstanden. Und da das eigene Dasein ohnehin trost- und hoffnungslos war, blieb, um zumindest ein wenig Lebensfreude zu haben, als Ventil nur das Herumtrampeln auf anderen. Jeder Mensch braucht in der Hierarchie jemanden unter sich. Unter Anna war freilich niemand.

Mit der Zeit wurde es besser. Auch deshalb, weil sich die Neue schon recht bald nichts mehr gefallen ließ und vor allem den Knechten Paroli bot. Anna war allen anderen rhetorisch weit überlegen. Mit ihrem losen Mundwerk, wie es der Bauer nannte, verschaffte sie sich schnell Respekt. Immer seltener wagte man es, sich über sie lustig zu machen. Denn das ging meistens nach hinten los und am Ende lachten alle über den Angreifer. Gelacht wurde in diesen Kreisen ohnehin wenig. Und wenn, dann war es dieses gehässige Lachen, wenn jemandem ein Unglück geschah. Schadenfreude war für die Bedienteten oftmals die einzige Freude, selten lachte man miteinander, fast immer gegeneinander.

Wie im Flug verging das erste Jahr und Anna hatte sich am Obermaier-Hof gut eingelebt. Aus dem jungen Mädchen war eine junge Frau geworden, eine Frau, deren Reize niemandem verborgen blieben. Sie war eine wahre Schönheit und stach

aus der Masse der verwachsenen und von der schweren Arbeit gezeichneten Diensthofen wohltuend heraus. Das fiel nicht nur den Knechten auf, die Anna immer öfter verstohlene und lüsterne Blicke zuwarfen, ihr manchmal sogar im Vorbeigehen mit der flachen Hand auf den runden Hintern schlugen, sondern auch dem Sohn des Bauern. Fritz Obermaier war zweiundzwanzig Jahre alt, grobschlächtig und ein Jungbauer wie er im Buche steht. Die Bediensteten fürchteten ihn ob seiner unkontrollierten Wutausbrüche und seiner Rohheit. Und das will etwas heißen in einer Welt, in der Brutalität zum Tagesgeschäft gehörte.

Fritz war sowohl innerlich als auch äußerlich ein hässlicher Mensch, einer, mit dem man nichts zu tun haben möchte. Dazu kamen seine unglaubliche Dummheit und Schwerfälligkeit. Nur mit Mühe und Not hatte er sich durch die Landwirtschaftsschule gequält. Fritz war derart abstoßend und unsympathisch, dass es selbst für den Vater eine Herausforderung war, den eigenen Sohn zu lieben. Und manchmal hatte Josef den Verdacht, dass dieses Kind unmöglich von ihm sein konnte. DNA-Tests gab es noch nicht, also war er dazu verdammt, einen Menschen zu lieben, mit dem ihn von Geburt an nichts verband. Fritz blieb – trotz vieler weiterer Versuche – das einzige Kind der Eheleute Obermaier und damit der Erbe des Obermaier-Guts. Dieser Umstand enthub ihn jeglicher Zurückhaltung, er hielt sich für sakrosankt, dachte, er stehe über dem Gesetz, niemand könne ihm etwas verbieten oder ihn gar zur Rechenschaft ziehen.

Selbst die Eltern waren von der Rohheit des eigenen Sohnes eingeschüchtert und wagten schon lange nicht mehr, ihm zu widersprechen oder ihn gar zu maßregeln. In Wirklichkeit hatte Fritz den Hof längst übernommen, seine Eltern waren nur noch Geduldete.

Anna ekelte sich vor dem unappetitlichen Bauernsohn, der ihr immer öfter nachstellte und mit anzüglichen Bemerkun-

gen nicht sparte. Tief im Inneren spürte sie, dass es vor Fritz kein Entrinnen gab, dass er ihr früher oder später etwas antun würde. So wie einigen anderen Mägden vor ihr, die allesamt den Hof verlassen mussten, fast immer mit einer großzügigen Abfindung in der Tasche, aber auch mit Scham und Ekel im Gepäck.

Fritz machte sich nicht die Mühe, um eine Frau zu werben. Üblicherweise zog er die Auserwählte bei passender Gelegenheit in eine dunkle Ecke und fiel einfach über sie her. Wehrte sich das Opfer, gefiel es ihm noch mehr, denn dann konnte er seinen Sexualtrieb mit der ihm innewohnenden Brutalität kombinieren. Am nächsten Tag waren die Spuren, die er auf seinen Opfern hinterließ, für alle am Hof sichtbar.

Die Mägde gingen mit den Vergewaltigungen unterschiedlich um. Einige nahmen sie schlicht zur Kenntnis und erhofften sich dadurch eine Sonderbehandlung am Hof, manche gingen zum Altbauern und erpressten ihn, ein Großteil aber verließ das Obermaier-Gut ohne Erklärung und sprach nie wieder über das Erlebte.

Anna wollte zu keiner dieser Gruppen gehören. Sie versuchte alles zu vermeiden, was Fritz weiter aufstacheln könnte. Sie erwiderte weder seine Blicke noch seine sonstigen Avancen, vermied jeglichen Kontakt zu vermeiden. Normalerweise war das nicht so schwierig, denn Fritz kümmerte sich nicht um den Hof, schon gar nicht war er Teil des Arbeitsalltags. Meist verschief er den Vormittag, um sich von der Sauf tour der vorigen Nacht zu erholen. Die Arbeit als solche überließ er den Eltern, ihn selbst kümmerte nichts am Hof. Insgeheim dachte er schon lange über einen Verkauf nach, sobald der Vater den Hof überschrieben hatte. Er wurde nicht müde, die Eltern jeden Tag daran zu erinnern, dass es nun bald an der Zeit sei, die Verantwortung in seine Hände zu legen.

Aber auch wenn es für die in die Jahre gekommenen Eltern immer beschwerlicher wurde, die harte Arbeit zu bewältigen, versuchten sie, die Übergabe so lange wie möglich hinauszuzögern, darauf hoffend, dass der Bub die Kurve kratzen und sich endlich seiner Verantwortung bewusst werden würde. Die Zeit arbeitete für ihn und es war klar, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die gesundheitlichen Beschwerden der Eltern keine Ausflüchte mehr zuließen.

Seit einiger Zeit vollzog sich aber ein Wandel im Verhalten des ungeliebten Sprösslings. Immer öfter war er schon vormittags auf den Beinen und trieb sich bei den Knechten und Mägden herum. Der Vater interpretierte das naturgemäß völlig falsch, sah das, was er sehen wollte, nämlich einen Sohn, der endlich anpackte, der endlich begriffen hatte, worum es im Leben ging. Erst später wurde Josef klar, wie falsch er mit dieser Einschätzung gelegen war. Nur Anna wusste, dass Fritz sich nicht über Nacht vom Saulus zum Paulus gewandelt hatte. Er suchte ständig ihre Nähe, heuchelte ehrliches Interesse an ihr. Sie hingegen fand ihn nur abstoßend und nutzte jede Gelegenheit zur Flucht. Auch wenn Fritz in nahezu allen Bereichen des Menschseins jegliche Sensibilität fehlte, so spürte er doch Annas Gefühlskälte, ihre unverhohlene Schroffheit ihm gegenüber. Am Anfang fand er das noch amüsant, fühlte sich wie ein Jäger, der hinter der Beute her war. Mit der Zeit aber hatte er genug von dem für ihn unwürdigen Schauspiel, wurde immer zorniger und aggressiver. Schließlich ließ er dann zu Annas Überraschung von einem Tag auf den anderen von ihr ab, kehrte wieder in sein altes Leben voller Müßiggang und Stumpfheit zurück und betrachtete sie fortan wie jede andere Magd.

Wieder zogen Monate ins Land, Monate des Schuftens und Erwachsenwerdens. In den knapp zwei Jahren, seit sie am Obermaier-Hof lebte, war der Vater nur zwei Mal zu Besuch gekommen und Anna hatte zunehmend das Gefühl der Entfremdung. Gleichzeitig machte sie sich Sorgen, denn bei seinem letzten Besuch, der erst wenige Wochen zurücklag, wirkte er müde und abgespannt. Nur kryptisch erzählte er seiner Tochter, dass die Bank und andere Gläubiger ihm im Nacken säßen und ihn vom Hof vertreiben wollten. Blutsauger nannte er sie, elende Blutsauger.

Kollmann wurde seine Geradlinigkeit, die immer mehr zur Sturheit verkam, zum Verhängnis. Er war nicht bereit, seine Wirtschaft zu modernisieren, versuchte immer noch mit einigen wenigen Kühen und Schweinen und ein paar Hektar Ackerland durchzukommen, während andere Höfe längst auf Massentierhaltung umgestellt hatten. Unerwartet teure Reparaturen am Haus und die notwendige Anschaffung eines Traktors ließen ihn endgültig in die Schuldenfalle tappen. Zu dieser Zeit waren die Kreditzinsen so hoch, dass sich kaum jemand Geld von der Bank leihen, geschweige denn zurückzahlen konnte. Viele kleine Höfe fielen an die Banken und wurden am Ende von großen Landwirten für einen Pappenstiel ersteigert. Dieses Schicksal drohte auch Kollmann. Ein schwerer Schlag für den alten Bauern. »Es wird schon wieder werden, auf Regen folgt Sonnenschein«, meinte er zum Abschied und rang sich ein Lächeln ab, das Zuversicht ausstrahlen sollte, aber zur Grimasse verkam. Anna stand noch lange vor der Tür

und schaute dem mittlerweile über Sechzigjährigen nach, der, schon leicht vornübergebeugt, den Hügel vom Obermaier-Gut hinuntertrottete, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

Neben der harten Arbeit gab es für die Bediensteten wenig Zerstreuung. Einmal im Monat aber duften sie zu einer Tanzveranstaltung nach Ansfelden. Dort lagen zwar nicht die wilden Hunde wie Elvis Presley, Chuck Berry oder gar Jerry Lee Lewis auf dem Plattenteller, sondern man musste mit den Langweilern wie Pat Boone, Connie Francis, Freddy Quinn und Vico Torriani vorliebnehmen. Anna und den anderen jüngeren Frauen vom Obermaier-Gut gefiel es trotzdem. Erstmals hatte sie das Gefühl, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen, etwas anderes zu sehen und zu hören als das, was in der engen miefigen Stube des Vaters oder der Obermaiers geredet und gedacht wurde.

Einmal im Monat atmete Anna auf und ließ die Beschränktheit ihrer Umgebung, die Derb- und Dummheit des Landlebens hinter sich. Im Tanzlokal Berghofer kam sie mit einem völlig anderen Menschenschlag in Kontakt, Menschen, die in der Stadt arbeiteten, Menschen, die heiße Motorräder fuhren und noch heißere Lederjacken trugen, Menschen, die wild entschlossen waren, aus ihrem Leben etwas zu machen.

Ein solcher war auch Gerhard. Blond, groß, mit verwegener Rockabilly-Locke stand er plötzlich vor ihr, die Zigarette lässig im Mundwinkel.

»Na, Zuckerpuppe, möchtest du tanzen?«, machte er Anna an.

Sie fand den Spruch lächerlich, den Kerl aber süß. Also willigte sie ein. In den Fünfzigern hat man tatsächlich so gesprochen und auch gedacht. Es scheint, als hätte man nach dem Krieg den Plan verfolgt, möglichst schnell und endgültig zu verblöden. Über weite Strecken gelang das auch und halt

bis in die Gegenwart nach. Die jungen Leute teilten sich in zwei Gruppen auf, die Halbstarken und die Zuckerlosa-Generation. Gerhard lebte ein bisschen in beiden Welten. Um am Wochenende Mädels aufzureißen, gab er gerne den Halbstarken, weil der halbstarke Mann bei der Damenwelt hoch im Kurs stand. Privat zeigte Gerhard eher seine weiche Seite, stand auf Peter Kraus, Conny Froboess und Peter Alexander. Aber das war ohnehin nicht von Belang, entscheidend war, dass er für seine neunzehn Jahre recht stattlich aussah und ein spitzbübisches Lächeln hatte, das die jungen Frauen reihenweise in seine Arme sinken ließ.

So auch Anna, die, als sie den schönen Gerhard sah, weiche Knie bekam und Schmetterlinge im Bauch. Man kam sich schnell näher und als dann ein sogenannter »Lamourhatscher« von Pat Boone gespielt wurde, gab es kein Halten mehr. Gerhard schien wie ein Oktopus mindestens zehn Arme zu haben, denn Anna spürte seine Hände überall auf ihrem Körper. Halbherzig wehrte sie sich gegen die überbordende Zärtlichkeit, in Wirklichkeit genoss sie es aber, von diesem feschen Kerl begehrt zu werden.

Die aufkommende Romantik wurde durch ein brutales »He, jetzt bin aber ich dran« jäh beendet. Fritz musste eben erst ins Lokal gekommen sein, Anna hatte ihn zuvor nicht gesehen. Eigentlich war der Bauernsohn mit seinen inzwischen fast fünfundzwanzig Jahren schon etwas zu alt für dieses Etablissement. Dazu muss man wissen, dass die Lokalszene damals nicht besonders breit aufgefächert war. Es gab nur die alten Wirtshäuser für die alten Leute und die Tanzschuppen für die Jungen. Dort tummelte sich alles zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren.

Fritz packte Anna an den Schultern und riss sie zu sich heran. Gerhard stand daneben und wusste nicht, wie er darauf

reagieren sollte. Er kannte Fritz, den ortsbekannten Schläger, der jedes Wochenende in eine Prügelei verwickelt war und daraus meist als Sieger hervorging.

»Warum schaust denn so blöd?«, stänkerte der Bauernsohn, offensichtlich schon ordentlich betankt. »Die Anni gehört zu mir, hat sie dir das nicht gesagt?«, provozierte er weiter und lachte dreckig.

Anna versuchte verzweifelt, sich aus der Umklammerung durch Fritz zu befreien. Aussichtslos, weil Schraubstock.

»Ich hab gesagt, du sollst dich verpissen«, schnauzte er Gerhard an.

In der Zwischenzeit hatte sich bereits ein Kreis an Schau Lustigen, die auf eine Eskalation der Situation hofften, um die Szenerie gebildet. Jetzt stieß auch der Wirt, dem Fritzens kurze Zündschnur bestens bekannt war, dazu. Kurzerhand complimentierte er die beiden Streithähne nach draußen. Man möge derartige Zwistigkeiten bitteschön vor der Tür regeln. Der Kampf war kurz und für Gerhard schmerzhaft. Fritz hätte seinen Widersacher wohl halbtot geprügelt, wäre ihm nicht die Polizeisirene dazwischengekommen. So ließ er widerwillig und fluchend von seinem Rivalen ab. Für Gerhards Gesicht ein wahrer Segen. Der junge Bursche war auch so schon übel genug zugerichtet.

Viel schlimmer als die Verletzungen und all das Blut war aber die Schmach, die er nach der Niederlage empfand. Fritz hatte ihn vor Anna und all seinen Freunden gedemütigt. Das vergisst man nicht so schnell. Vielleicht nie.

Anna hingegen hatte den Vorfall schnell vergessen, eingeholt vom Alltag und der Schufterei am Hof. Der Gerhard ging ihr freilich nicht aus dem Kopf und sie konnte es kaum erwarten, in einem Monat wieder ins Tanzlokal gehen zu dürfen. Zum ersten Mal in ihrem Leben empfand sie so etwas wie Glück, hatte Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

So auch an jenem Morgen. Sie hatte Frühdienst, das hieß Einheizen und Frühstück für die ganze Belegschaft vorbereiten. Als sie, ein Lied vor sich hin summend, in der Küche stand, hörte sie ein Poltern im Vorhaus und schlurfende Schritte. Dann öffnete sich die Tür und Fritz stand mit einem gewaltigen Rausch im Gesicht vor ihr. Sie versuchte noch aus der Küche in Richtung Stube zu entweichen, wusste sie doch, dass der Gefürchtete in diesem Zustand unberechenbar war. Zu spät. Fritz packte sie von hinten und drückte sie lüstern an sich.

»Na, freust dich, mich zu sehen?«, feixte er und griff nach Annas Brüsten.

Sie wollte schreien. Er war schneller und hielt ihr den Mund zu, schob Annas Rock hoch und drang brutal von hinten in sie ein. Dabei presste er seine linke Hand weiterhin auf den Mund, während er mit der rechten ihre Haare gepackt hielt und ihren Kopf nach hinten riss. Er stieß mehrere Male hart zu, ehe er unter lautem Stöhnen ejakulierte. Anna rannen Tränen wie Bäche über die geröteten Wangen.

»Wennst schreist, prügle ich dich tot!«, drohte Fritz und gab ihr eine wuchtige Ohrfeige. Dann wankte er aus der Küche hinaus Richtung Schlafkammer. Anna war in sich zusammen-

gesunken und lag wie ein Häufchen Elend neben dem Herd. Weil sich ihre Kammer direkt neben der Küche befand, hatte eine der anderen Mägde die unterdrückten Schreie und das viehische Stöhnen von Fritz gehört.

Maria zog sich rasch fertig an, um nachzusehen, was da los war. Als sie Anna entdeckte, konnte sie sich den Rest zusammenreimen. Ohne ein Wort zu verlieren, brachte sie die Verzweifelte in ihre Kammer, legte sie ins Bett und flüsterte ihr noch schnell zu: »Ich sag, dass du krank bist. Komm nicht aus der Kammer. Später schau ich bei dir noch vorbei.«

Während die Welt für Anna an diesem Morgen in sich zusammenstürzte, drehte sie sich naturgemäß überall anders in gewohnter Weise weiter. Kinder wurden geboren, Geschäftsabschlüsse getätigt, Ehen geschlossen und über billige Witze gelacht. Erlebt man einen echten Schicksalsschlag, kann man sich nicht vorstellen, dass das Leben für alle anderen in normalen Bahnen weiterläuft, während man selbst in einen Abgrund blickt und das Gefühl hat, der Teufel möchte einen am liebsten direkt zu sich in die Hölle hinuntersaugen. Man findet jede Form von Normalität zynisch und abgeschmackt. Anna konnte noch nicht einmal erahnen, wie viel Glück und Unglück das Leben für sie noch bereithalten würde. Sie wusste nur, dass es nie mehr so sein würde wie vor diesem Unrecht.

Obwohl sie sich körperlich schnell erholte, war sie nicht mehr die Gleiche. Sie fiel in jenen Zustand zurück, der sie befallen hatte, als die Bomber über ihren Kopf gedonnert waren und sie weder Glück noch Unglück empfinden konnte. Apathisch verrichtete sie die ihr abverlangten Arbeiten, starrte während der Mahlzeiten ins Leere und beteiligte sich an keinem Gespräch. Weil die Menschen am Hof ohnehin in ihrer eigenen Abgestumpftheit lebten, merkten sie die Veränderung

nicht und wenn doch, machte man sich keine Gedanken darüber. Anna wirkte zwar nach außen apathisch, innen drinnen brodelte jedoch ein Vulkan. Unvorstellbarer Hass hatte von der jungen Frau Besitz ergriffen. Fritz musste für das, was er getan hatte, bezahlen. Er durfte so nicht davorkommen.

Nachdem ihr allerhand wirre und auch mordlüsterne Gedanken durch den Kopf gegangen waren, entschied sie sich eine Woche nach dem Vorfall, den Polizeiposten in Ansfelden aufzusuchen. Sie wollte Fritz im Gefängnis sehen, selbst wenn sie dabei Schaden nehmen würde. Es war ihr klar, dass sie nach der Anzeige den Hof verlassen musste, wahrscheinlich sogar den Bezirk. Aber sie konnte dort ohnehin nicht weiterarbeiten und tagtäglich in das verhasste Gesicht ihres Peinigers schauen. Außerdem war es nicht auszuschließen, dass Fritz bei nächster Gelegenheit die Tat wiederholen würde.

Der Polizeiposten bestand aus einer Schreibkraft und zwei Polizisten. Als Anna eintrat, waren nur die Sekretärin und der jüngere der beiden Polizisten anwesend.

»Ich möchte Anzeige erstatten«, sagte sie ruhig und sachlich, obwohl sie innerlich kochte und vor Nervosität bebte.

»Aha, und gegen wen?«, fragte der Polizist gelangweilt, ohne die Lektüre der Tageszeitung, die vor ihm auf dem ansonsten leeren Schreibtisch lag, zu unterbrechen.

»Gegen den Fritz Obermaier.«

Als der Wachtmeister diesen Namen hörte, hob er den Kopf und blickte direkt in Annas entschlossene Augen. Rasch stand er auf, packte sie am Arm und führte sie in ein Nebenzimmer. Ohne eine Miene zu verziehen, hörte sich der Polizist Annas Geschichte an. Sie redete sich immer mehr in einen Rausch, wurde aggressiver in der Wortwahl und nannte Fritz gegen Ende des Berichts nur noch das dreckige Arschloch. Als sie fertig war, schaute sie der Polizist lange und prüfend an.

Sie wurde allmählich unruhig und fragte schließlich gereizt: »Was ist, wollen Sie sich nicht endlich Notizen für die Niederschrift machen?«

Der Polizist stand langsam auf und ging um Anna herum. »Liebes Fräulein«, sagte er schließlich herablassend und einschüchternd zugleich, »haben Sie für diese ungeheuerlichen Anschuldigungen auch einen Beweis oder entspringt die ganze Geschichte womöglich Ihrer blühenden Fantasie?«

Anna verschlug es ob der Bösartigkeit des Polizisten und ihrer eigenen Unbedarftheit die Sprache. Darüber hatte sie nicht nachgedacht. Natürlich müsse man Beweise haben, um Fritz zu überführen. Die Kratzspuren waren in der Zwischenzeit verheilt und auch die durch die Ohrfeige gerötete Wange hatte schon einen Tag nach der Tat wieder ihre natürliche Färbung. Und weil sie ihre Kammer zwei Tage nicht verlassen hatte, konnte nur Maria, jene Magd, die Anna in der Küche gefunden hatte, die Tat bezeugen.

»Ja, ich habe eine Zeugin, die alles gesehen hat«, trumpfte sie nach einer kurzen Pause auf.

»Und diese Maria hat den Vorfall beobachtet und kann das auch bezeugen?«, fragte der Polizist ungläubig.

»Naja, nicht direkt gesehen, sie war im Nebenzimmer, hat alles gehört und mich dann in der Küche gefunden.«

»Aha. Mit anderen Worten: Niemand hat die Tat wirklich gesehen«, entgegnete der Polizist hämisch.

»Nicht direkt gesehen, aber gehört hat sie es«, beharrte Anna.

»Und sie hat auch den Täter gesehen?«

»Nein, der war schon weg«, erwiderte Anna mit Resignation in der Stimme.

Der Polizist ging zu seinem Stuhl zurück, stützte sich auf die Lehne und schaute Anna lange und prüfend an. »Liebes Fräulein Kollmann«, begann er zum zweiten Mal, »wenn ich

Ihnen einen Rat geben darf, gehen Sie nach Hause und vergessen Sie die Geschichte ganz schnell. Eine Anzeige wird Ihnen außer Ärger nichts einbringen und am Ende wird man Sie mit Schimpf und Schande davonjagen.«

Anna stockte der Atem. Mit gesenktem Kopf saß sie noch einige Augenblicke vor dem Polizisten. Dann griff sie wütend nach ihrer Handtasche, stand wie in Zeitlupe auf und verließ den Polizeiposten, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

»Ja, spinnt die, hab's z'Haus keine Türen?«, rief ihr die Sekretärin zornig hinterher.

Aber das hörte Anna nicht mehr. Als wäre ihr Kopf in Watte gepackt und sie selbst völlig gefühllos, trat sie den Heimweg an. Mit jedem Schritt verfinsterten sich ihre Miene und ihr Gemüt. So durfte Fritz keinesfalls davonkommen. Während des halbstündigen Heimwegs wiederholte sie diesen Gedanken geradezu mantraartig, bis er sich in Gehirn und Gedärme eingebrannt hatte.



Autorenfoto: © Chris Zenz

Robert Eichenauer, geboren in Wels, Oberösterreich, hat Geschichte und Deutsche Philologie in Salzburg und Graz studiert. Seit Anfang der neunziger Jahre ist er in der Medienbranche tätig und gründete 2005 ein Magazin, das er leitete und in dem er zuletzt als Chefredakteur fungierte. Eichenauer ist verheiratet und hat drei Kinder. „Die Außen-seiterin“ ist sein erster Roman. Zuvor erschien „Bardo“, eine Sammlung von Novellen und Erzählungen.